



Ulrike Weckel

Verstehen wollen und erzählen können: Fachjournalistik Geschichte an der JLU

Das Studienfach Fachjournalistik Geschichte gibt es in Deutschland ausschließlich am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Da wird oft gemutmaßt oder nachgefragt, was es mit diesem Fach mit dem etwas sperrigen Namen denn eigentlich auf sich habe. Seit die Fachjournalistik Geschichte 1984 an der JLU begründet wurde, haben die für das Fach jeweils Verantwortlichen die Frage mit durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung beantwortet. Es gibt Gestaltungsspielräume, wie ein sinnvolles Curriculum aussehen kann, die Universität hat sich verändert, Medien und Journalismus wandeln sich derzeit grundlegend, und die am Lehrstuhl Tätigen bringen immer ihre je eigenen Vorstellungen, Kompetenzen und Kontakte zur journalistischen Praxis ein. Zum Sommersemester 2013 habe ich die Professur für Fachjournalistik Geschichte – Geschichte in Medien und Öffentlichkeit übernommen. Gern komme ich der Aufforderung des Herausgebers der *Gießener Universitätsblätter* nach, hier einmal das Studienfach, seine bisherige Entwicklung und seine Entwicklungsmöglichkeiten aus meiner Sicht zu erläutern. Es würde mich freuen, wenn mein Bericht als Einladung zum Mitdenken und Mitdiskutieren gelesen würde, denn es gibt wie gesagt Gestaltungsspielräume, die sich am besten mit Hilfe von Anregungen und Kritik sowie durch bedachtsames Experimentieren ausloten lassen. Journalismus und Geschichtswissenschaft verbindet vieles. Nicht wenige journalistisch Tätige haben einmal Geschichte studiert, und das leuchtet ein. Wer sich wie sie dafür interessiert, was Menschen bewegt, welche Wünsche und Ängste sie umtreiben, welche Interessen sie verfolgen, worüber sie mit anderen Menschen oder mit der Staatsmacht in Konflikte geraten, was Gesellschaften zusammenhält und Nationen gegeneinander aufbringt, wie Spannungen

ausgetragen und beigelegt werden, wer also menschliches Zusammenleben beobachten, verstehen und es für andere beschreiben und analysieren will, der tut gut daran, nichts für selbstverständlich zu halten. Ein Weg, das eigene Denken in Alternativen zu schulen, ist ein geschichtswissenschaftliches Studium. Die Vergangenheit bietet ein unbegrenztes Reservoir, sich über verschiedenste Varianten menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Handelns zu informieren. Etwas davon wird einem – hoffentlich – auf den ersten Blick unverständlich erscheinen. Denn gerade das Nicht-Vertraute, Rätselhafte, scheinbar Widersinnige regt dazu an, genauer hinzuschauen und Fragen zu stellen, die einem so vorher noch nicht in den Sinn gekommen waren. Umgekehrt interessieren sich Historikerinnen und Historiker, deren Alltagsgeschäft es ist, durch klug gestellte Fragen historische Quellen gleichsam neu zum Sprechen zu bringen, um herauszufinden, wie Gesellschaft und Kultur, Politik und Wirtschaft in der Vergangenheit funktioniert haben, in aller Regel auch für das Weltgeschehen ihrer Gegenwart. Schließlich gewinnen sie ihre Fragen an historische Gesellschaften wesentlich aus Problemen, die sie und ihre Zeitgenossen aktuell beschäftigen. Sie deuten Vergangenes, ob sie wollen oder nicht, vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen, und viele erhoffen sich von ihren historischen Einsichten zugleich ein profunderes Verständnis gegenwärtiger Herausforderungen, wenn nicht gar Lehren für die Gestaltung der Zukunft. In einem solchen Interesse treffen sich HistorikerInnen und JournalistInnen.

Das Studienfach Fachjournalistik Geschichte

Die gegenseitige Affinität von Journalismus und Geschichtswissenschaft ist der Ausgangs-

punkt für das universitäre Studienfach Fachjournalistik Geschichte. Es ist aus gutem Grund im Historischen Institut angesiedelt und versteht sich nicht wie übliche Journalistik-Studiengänge als Teil der Kommunikationswissenschaft. Seit Einführung der modularisierten Studiengänge 2007 ist es als BA-Studienfach konzipiert, das nur in Kombination mit Geschichte oder Osteuropäischer Geschichte studiert werden kann. Fachjournalistik Geschichte ist ein wissenschaftliches Studium mit diversen Bezügen zur journalistischen Praxis, keine praktische Berufsausbildung für den Journalismus. Diese erfolgt weiterhin in aller Regel im Anschluss an ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Fachstudium über Volontariate und Journalistenschulen und kann sich sinnvoll an einen Abschluss in Geschichte und Fachjournalistik Geschichte anschließen, muss es aber nicht. Vielmehr vermittelt das Studium der Fachjournalistik Geschichte grundlegende Kompetenzen, wie sie für diverse künftige Berufsfelder erforderlich und ausgesprochen nützlich sind, darunter auch solche, die SchulabsolventInnen oft noch gar nicht für sich als Option erwogen haben wie etwa die Wissenschaft. Sechs Semester sind eine kurze Zeit, um nach vielen Jahren wohl dosierter und sorgfältig aufbereiteter Wissensvermittlung an der Schule die notwendigen Schritte zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten zu tun und sich darin an der Universität zu üben. Wir würden daher das Studienangebot gerne weiter ausbauen und künftig in der Fachjournalistik Geschichte zusätzlich eine zweijährige Masterphase anbieten. Entsprechende Pläne diskutieren und testen wir gerade.

Die Entwicklung des Fachs

Vor dreißig Jahren wurde die Fachjournalistik Geschichte an der JLU aus der Geschichtsdidaktik heraus entwickelt, zu einer Zeit, in der die Zahl der Lehramtsstudierenden stark zurückging. Der Geschichtsdidaktiker Siegfried Quandt orientierte sich bei der Konzeptualisierung des neuen Studienschwerpunkts an Colleges in den USA, die journalistische Arbeitstechniken in Kombination mit Fachwissen ver-

mittelten. Rückblickend formulierte Quandt sein Ziel folgendermaßen: „Das war der Versuch, eine mittlere Linie zu finden, zwischen einem weitläufigen Allroundjournalismus, dem es an hinlänglichem Sach- und Fachwissen mangelt, und einem uferlosen Wissenschaftsjournalismus, der glaubt, die etwa 200 wissenschaftlichen Fachgebiete überblicken und journalistisch nutzen zu können.“¹ Die im Studienfach Geschichte erworbenen Kenntnisse, so der zentrale Gedanke, sollten exemplarisch als Expertenwissen dienen, um nun in der Fachjournalistik Geschichte dessen mediale Vermittlung an ein breites, nicht-wissenschaftliches Publikum praktisch einzuüben. Quandt knüpfte zu diesem Zweck zahlreiche Kontakte zu Medienunternehmen in der Region und zog Medienpraktiker zu Lehraufträgen heran. In der Lehre dominierte auf diese Weise in den frühen Jahren des Faches die Vermittlung kommunikationswissenschaftlicher Grundlagen und journalistischen Handwerkszeugs. Abgeschlossen wurde das Studium damals mit einem Magisterexamen.

Als 2007 der Historiker Frank Bösch den Lehrstuhl übernahm, richtete er das Curriculum stärker geschichtswissenschaftlich aus und baute in Lehre und Forschung einen mediengeschichtlichen Schwerpunkt auf. Gleichzeitig wurde unter seiner Leitung das bisherige Magisterstudium in ein modularisiertes, auf sechs Semester angelegtes BA-Studienfach umgewandelt. Zentrale Themenfelder in der Lehre sind seitdem die Mediengeschichte von der Erfindung des Buchdrucks bis zum Internet,² die Rolle der Medien und des Journalismus für die Gesellschaftsgeschichte vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart sowie die Geschichtsvermittlung in den Medien. Zu fünf Modulen, in denen die wissenschaftliche Reflexion der Massenmedien – ihrer Entwicklung, Funktionsweisen und immanenten Logiken, Produkte und Wirkungen – im Vordergrund steht, kommen zwei anwendungsbezogene Module hinzu. In praktischen Übungen können Studierende hier unter Anleitung erfahrener Journalistinnen und Journalisten verschiedene journalistische Darstellungsformen kennenlernen und selbst ausprobieren, sich an einem hi-

storischen Krimi oder einer Sozialreportage versuchen, Interviewtechniken erlernen, ein eigenes Radiofeature produzieren, die „Fernsehwerkstatt“ in den Räumen des Offenen Kanals Gießen besuchen und sich dort mit den verschiedenen Arbeitsschritten zur Erstellung eines Magazinbeitrags bekannt machen, fotografieren und Fotos beurteilen lernen, einen Blog erstellen, Bilder- und Tonaufnahmen für das Internet aufbereiten oder sich über medienrechtliche Fragen informieren. Außerdem absolvieren die Studierenden der Fachjournalistik Geschichte ein vier- und ein achtwöchiges Praktikum, eines im Bereich von Print- oder Online-Journalismus, das andere bei Hörfunk oder Fernsehen. Darüber hinaus haben sie die Möglichkeit, auf freiwilliger Basis an dem studentischen Online-Magazin *UNiversum* mitzuarbeiten. Die Lehrenden stehen bei Bedarf für Fragen der Themenfindung und Recherche sowie für eine gelegentliche Blattkritik zur Verfügung, halten sich aus dem Redaktionsgeschäft aber bewusst heraus, damit die Studierenden ihr Magazin eigenständig und selbstverantwortlich gestalten können. Einblicke in aktuelle Entwicklungen in der Medienbranche bieten außerdem Vorträge von PraktikerInnen, Workshops, Redaktionsbesuche und Exkursionen. In ihrem Studium erhalten die Studierenden der Fachjournalistik Geschichte also zum einen eine Einführung in (geschichts-)wissenschaftliches Arbeiten, lernen gründlich (auch außerhalb des Internets) zu recherchieren, sich kritisch mit Fachliteratur und historischen Quellen auseinanderzusetzen und eigene wissenschaftliche Texte zu verfassen. Zum anderen bekommen sie Einsicht in journalistische Arbeit und sammeln darin erste eigene Erfahrungen. Sie haben Gelegenheit, unterschiedliche Arbeitsproben zu erstellen und dabei selbst herauszufinden, welche Arbeiten und welche Medien ihnen mehr liegen als andere, wo sie Stärken haben und wo noch Schwächen.

Gegenwärtiger Stand und Perspektiven

Nach dem einen Jahr, in dem ich dieses in Deutschland einmalige Studienfach nun kennengelernt und zugleich geleitet habe, kann ich

sagen, dass das Konzept sich unbedingt bewährt. Das Angebot kommt denn auch bei StudienanfängerInnen sehr gut an. In den letzten Jahren gab es regelmäßig jährlich etwa sechzig Neueinschreibungen. Etliche Erstsemester kommen wegen dieses Fachs von auswärts an die JLU nach Gießen. Mit nur drei hauptamtlich Lehrenden (einer Professorin, einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin und einer Lehrkraft für besondere Aufgaben) und den Lehrbeauftragten haben die Studierenden zwar keine ganz großen Wahlmöglichkeiten in den einzelnen Modulen, dafür jedoch intensive Betreuung sowie übersichtliche Verhältnisse, in denen sich die meisten nach einer Weile mindestens mit Namen kennen. Verstärkt wird der Zusammenhalt und das Lernen untereinander seit einem Semester zudem dadurch, dass ich Gelder für Tutorien einwerben konnte. Begleitend zur Vorlesung gibt es derzeit Kleingruppen, in denen die TeilnehmerInnen unter Anleitung fortgeschrittener Studierender den Stoff in Diskussionen und anhand eigener Lektüre aufbereiten und vertiefen. Auf diese Weise ist es möglich, auf unterschiedliche Bedürfnisse von Studierenden aus drei Studienjahren zu reagieren, die in den Vorlesungen aufeinandertreffen, und Gruppenzusammenhänge zu stiften, in denen einerseits die Schwächeren Unterstützung erfahren und andererseits ambitionierte Studierende sich gegenseitig fordern und fördern können.

Bald nach meiner Übernahme der Professur haben wir im Arbeitsbereich eine Suche nach den Alumni der Fachjournalistik Geschichte gestartet. Obwohl es über sie keinerlei Namensverzeichnisse gibt, verbreitete sich unser Vorschlag, ein Netzwerk aufzubauen, per Schneeballsystem relativ schnell und traf auf ausgesprochen positive Resonanz. Mittlerweile haben wir die Namen und Adressen von ca. 160 ehemaligen Studierenden der Fachjournalistik Geschichte beisammen, die im Journalismus Fuß gefasst haben; knapp hundert von ihnen kamen zu unserem ersten Alumnitreffen zu Beginn des vergangenen Wintersemesters nach Gießen. Nach einer öffentlichen Auftaktveranstaltung im Rathaus zu dem Versuch der Illustrierten *Stern* vor 30 Jahren, mit vermeintlichen Hitler-Tagebüchern den ganz großen Scoop zu landen, kamen am Folgetag

ehemalige und derzeitige Studierende und Lehrende in unterschiedlichen Runden zum gegenseitigen Kennenlernen, zu Erfahrungsaustausch und diversen Diskussionen zusammen. In großer Einhelligkeit befanden die angereisten Ehemaligen, dass ihre geschichtswissenschaftlichen Studienanteile eine ausgezeichnete Vorbereitung auf ihre journalistische Arbeit gewesen seien, und das, obwohl die wenigsten von ihnen heute im Bereich des klassischen Geschichtsjournalismus arbeiten. Als besonders nützlich schätzten die von uns eingehender Befragten eine solide historische Allgemeinbildung ein, aus der sich Kriterien auch für die Einschätzung gegenwärtiger Entwicklungen gewinnen ließen, Fertigkeiten der Recherche und Qualitätskontrolle, die Ausbildung eines Gespürs für Themen sowie die Schulung von Sprachgefühl durch die Lektüre von Texten aus unterschiedlichen Epochen und gesellschaftlichen Kontexten. Sie bestätigten damit, was uns auch andere eingeladene JournalistInnen sagten, nämlich dass in der Praxis ein abgeschlossenes Studium von „etwas Ordentlichem“, sprich einer klassischen geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplin, ein höheres Ansehen genieße als ein reines Journalistik- oder Publizistik-Studium. Insbesondere diejenigen, die seinerzeit noch einen Magisterabschluss gemacht hatten, aber nicht nur sie, plädierten nachdrücklich für eine Erweiterung des Fachjournalistik Geschichte um eine Masterphase. Da es dieses Fach sonst nirgendwo gibt, ist niemand von den hier Lehrenden speziell auf das neue Tätigkeitsfeld vorbereitet. So auch ich nicht. Ich möchte im Folgenden kurz skizzieren, womit ich mich vor der Annahme des Rufs an die JLU wissenschaftlich beschäftigt habe, dann an zwei Lehrveranstaltungen beispielhaft vorführen, wie ich meine Kompetenzen in die Fachjournalistik Geschichte einbringe, und abschließend einen Vorschlag für einen neu zu etablierenden Forschungsschwerpunkt machen.

Zwei Forschungsschwerpunkte der Lehrstuhlinhaberin

Ich bin Historikerin. Meine journalistischen Praxiserfahrungen beschränken sich auf einen Job als Studentin in Korrektorat und Herstellungsabtei-

lung der Wochenzeitung *Die Zeit* vor vielen Jahren, wenige Rezensionen für die Presse sowie einige Interviews in Funk und Fernsehen, in denen ich allerdings nicht die Fragende, sondern die Antwortende war. Kurz: Ich rezipiere und analysiere Medienprodukte, an ihrer Herstellung bin ich dagegen bisher bestenfalls sporadisch und ganz am Rande beteiligt gewesen. In meinen beiden wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten habe ich mich mit zwei medialen Gattungen befasst, die verschiedener kaum sein könnten. Und doch gibt es – zumindest für mich – eine Verbindung zwischen beiden Forschungsprojekten.

In der Dissertation ging ich meiner Entdeckung nach, dass es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum eine vergleichsweise große Zahl von Frauenjournalen gab, nämlich mindestens zehn, die selbständig von Frauen herausgegeben wurden. Die Herausgeberinnen rechtfertigten ihr ungewöhnliches öffentliches Auftreten bescheiden damit, ihre Geschlechtsgenossinnen zu deren Nutzen und Vergnügen über ihre „weibliche Bestimmung“ aufklären zu wollen, welche – da stimmten sie dem herrschenden Geschlechterdiskurs ihrer Zeit vollkommen zu – ihnen das Haus als Wirkungskreis anweise. Stützend über dieses Paradox untersuchte ich nun näher, wie die Autorinnen in ihren Texten die „Häuslichkeit“ ausmaßen, was in ihren Augen alles dazu zählte, und wie sie sich durch ihre demonstrative Bescheidenheit neue Handlungsräume als Schriftstellerinnen erschlossen, indem sie eine Kompetenz als Lehrerinnen ihres eigenen Geschlechts beanspruchten, die ihnen Männer schlicht nicht streitig machen konnten. Besonders faszinierte mich dabei, rekonstruieren zu können, wie sich um diese Journale im späten 18. Jahrhundert gleichsam eine weibliche Öffentlichkeit versammelte. Frauen traten nicht nur auf den Subskriptionslisten viel zahlreicher mit ihrem eigenen Namen in Erscheinung als bei nicht geschlechtsspezifisch adressierten Publikationen. Etliche schickten Leserbriefe an die Herausgeberinnen, kommentierten Artikel, baten um Stellungnahme zu ihren Fragen, erhielten Antworten im Blatt gerade dann, wenn die anonyme Einsendung es der Herausgeberin unmöglich machte, sie auf dem Postweg zu er-

reichen, wurden ermuntert, eigene Beiträge zu verfassen, taten dies zum Teil oder fanden sich untereinander zu Abonnentenzirkeln und Leservereinen zusammen. Mit großer Selbstverständlichkeit lasen auch Männer die Frauenjournale, darunter Rezensenten, deren mildes Urteil ganz offenkundig dann ungläubwürdig wurde, wenn sie ihr eigenes Geschlecht und eine Verpflichtung zu Galanterie zum Thema machten. Von der Wendung der Herausgeberinnen an ein weibliches Publikum fühlte sich seinerzeit kein interessierter lesender Mann ausgeschlossen, dagegen wurde manch Rezensent geradezu ätzend in seiner Kritik, wenn Herausgeberinnen – wie in einem Fall geschehen – öffentlich zu mutmaßen wagten, dass ihr Journal auch männlichen Lesern etwas zu bieten habe.³ In meiner Dissertation konnte ich somit erheblich mehr über das Publikum und verschiedene zeitgenössische Lesarten der Frauenjournale herausfinden, als wohlgesonnene Berater des Projekts anfangs für möglich gehalten hatten. Diese Erfahrung brachte mich auf den Gedanken, dass die Rezeption vielleicht auch dann nicht die viel beschworene Black Box bleiben muss, wenn nicht mehr nur eine kleine, überschaubare Bildungselite liest, sondern ein anonymes Massenpublikum liest, Radio hört, ins Kino geht und Fernsehen sieht. Ich machte mich also an entsprechende Fallstudien. Als ich dann allerdings im Archiv feststellte, dass die Alliierten 1945/46 die Reaktionen Deutscher auf ihre Dokumentarfilme über die Befreiung der Konzentrationslager ausgiebig beobachtet und in verschiedensten Formen protokolliert sowie interpretiert hatten, entschied ich, mich auch in der Habilitationsschrift wieder auf eine gründliche Detailstudie zu konzentrieren. Mein Buch *Beschämende Bilder* geht von der These aus, dass die Alliierten mit ihren diversen KZ- oder atrocity-Filmen die Deutschen nicht allein – wie den Rest der Welt – über die ansonsten schwer vorstellbaren Verbrechen des NS-Regimes aufklären, sondern sie zugleich beschämen wollten. Damit verschiebe ich den Fokus von der (schon damals rasch verfahrenen) Frage nach deutscher Schuld auf Fragen nach Scham und Reaktionen auf öffentliche Beschämung, die um den eigenen Anse-

hensverlust in den Augen anderer kreisen. Nach der Vorstellung der Bedingungen, unter denen die Aufnahmen in den gerade befreiten Lagern entstanden, der Bildmotive und der zehn deutlich verschiedenen Filme, die Amerikaner, Sowjets, Briten und Franzosen nach Ende des Krieges gezielt einem deutschen Publikum vorführten, analysiere ich in meiner Studie die überlieferten Reaktionen auf diese Filme in drei verschiedenen Zielgruppen: bei den Angeklagten im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess, von Kriegsgefangenen in britischem und amerikanischem Gewahrsam sowie von Kinogängern in der amerikanischen Besatzungszone, wo der Film *Die Todesmühlen* flächendeckend für je eine Woche im Frühjahr 1946 gezeigt wurde. Insgesamt erweisen sich die verschiedenen Konstellationen der Filmvorführungen als erheblich komplexer und die überlieferten Reaktionen als weit vielstimmiger, als das die verbreitete These vom Scheitern visueller alliierter Schockpädagogik an den Nachkriegsdeutschen wahrhaben will. Als unbeschämbar erwies sich damals fast niemand: So gut wie niemand hieß angesichts der schockierenden Filmaufnahmen aus den befreiten Lagern die Verbrechen gut oder versuchte sie zu rechtfertigen. Aber mit Scham war offenbar noch nicht viel gewonnen. Sie konnte diverse Formen annehmen und führte eher dazu, dass Beschämte über das für sie so unangenehme Thema nicht sprechen wollten. Aufschlussreich ist hier mithin zum einen, wie unterschiedlich zeitgenössische Beobachter die Reaktionen deuteten, und zum anderen, wie sich bei einigen Filmzuschauern die Einstellung zu dem, was sie ihm Film gesehen hatten, mit der Zeit wandelte. Auf welchen Wegen – so lässt sich hier einmal in Nahsicht studieren – kann es bei Menschen, die sich in Rezeptionsprozessen immer eher in ihren Ansichten bestätigen lassen wollen, zu einem Umdenken kommen?⁴

Lehrveranstaltungen in der Fachjournalistik Geschichte

In den letzten Jahren habe ich als Historikerin nicht nur viel zu dokumentarischen, sondern

auch zu fiktionalen Filmen gearbeitet. In der Zeitschrift *WerkstattGeschichte* betreue ich redaktionell seit langem die Rubrik Filmkritik, in der regelmäßig überwiegend Spielfilme unter für Historiker aufschlussreichen Fragestellungen vorgestellt und analysiert werden. Auch in der Lehre der Fachjournalistik Geschichte arbeite ich gerne mit Filmen, weniger weil auch die Filmarbeit einmal ein potentielles Berufsfeld für AbsolventInnen der Fachjournalistik werden könnte, sondern vor allem deshalb, weil die visuellen Fähigkeiten vieler Studierender bemerkenswert sind und sich unter filmanalytischer Anleitung fruchtbar ausbauen lassen. Zudem kann an jedem Film studiert werden, wie aus einem mehr oder minder aspektreichen, vielschichtigen Themenfeld eine verständlich erzählte, runde Geschichte wird. Solche Reduktionen von Komplexität sind essentiell sowohl für wissenschaftliches als auch für journalistisches Arbeiten und sollten idealerweise reflektiert, in Abwägung verschiedener Alternativen und ihrer Effekte geschehen.

Filmische Geschichtsschreibung

In einem Seminar im vergangenen Sommersemester haben wir uns eine ganze Reihe von Spielfilmen über historische Ereignisse unter dem Aspekt einer genuin filmischen Geschichtsschreibung angesehen. Eins der Beispiele war der Film *Spartakus* aus dem Jahr 1960 mit seiner für den Antikfilm aus Hollywood typischen personalisierenden Zuspitzung auf Aufstieg und Fall eines Helden, klassisch anmutenden Dialog-Sätzen und einer Filmkulisse sowie Kostümen und Requisiten, wie sie Liebhabern des Genres bereits aus früheren Filmen als Zeichen für das antike Rom vertraut waren. Eine ganz andere Form der Geschichtsschreibung betreibt Sergej Eisenstein in dem Stummfilm *Oktober* von 1927 mit seiner suggestiven Montage, durch die der Chef der Übergangsregierung, Alexander Kerenski, als eitler Pfau denunziert und mit Napoleon gleichgesetzt wird. Erst durch Lektüre besser informierter historischer Fachliteratur kann der in russischer Geschichte nicht bewanderte Laie

feststellen, dass die so überzeugend wirkende Bilderbuch-Revolution mit ihren auf das Winterpalais zustürmenden Massen, wehenden Fahnen und überwundenen Barrikaden eine nachträgliche Erfindung war, um einen visuell unspektakulären Staatsstreich in den wirkmächtigen Mythos der „Oktoberrevolution“ zu verwandeln. Und noch einmal ganz anders verfährt Carl Theodor Dreyer 1928 in seiner *Passion der Jungfrau von Orléans*. Durch ein höchst eindringliches Mienenspiel vermittelt die Jeanne d'Arc-Darstellerin hier einem modernen, überwiegend säkularen Publikum eine Vorstellung von religiöser Ekstase, während ihre Richter schon durch unkonventionelle Bildausschnitte, ironische Kamerawinkel und entlarvende Detailansichten ins Unrecht gesetzt sind, bevor sie überhaupt zu ihren Folterwerkzeugen greifen. Neben der arbeitsteiligen Filmanalyse ausgewählter Sequenzen im Plenum übten sich die Studierenden in diesem Seminar im Schreiben kurzer und längerer eigener Filmbesprechungen.

Deutsche „Fräuleins“ und amerikanische GIs

In diesem Sommersemester werde ich experimentieren und mich erstmals selbst zusammen mit den Studierenden an die Produktion eines Fernsehfilms machen. Das Seminar ist möglich durch einen zusätzlichen Lehrauftrag von der Hessischen Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien (LPR), die Kooperation des Offenen Kanals Gießen und vor allem durch den Autor und Fernsehregisseur Thorsten Hinck, der sich bereit erklärt hat, dieses arbeits- und zeitintensive Seminar mit mir gemeinsam durchzuführen. Das Format eines praxisorientierten Hauptseminars für fortgeschrittene Studierende, die bereits eine Übung zur Fernseharbeit absolviert haben und nun nicht irgendein beliebiges, sondern ein gründlich erarbeitetes historisches Thema in einen TV-Beitrag umsetzen, erprobe ich hier in Hinblick auf unsere Pläne für eine Masterphase.

Am Ende des Wintersemesters legten wir mit den TeilnehmerInnen des Seminars fest, dass unser Thema die von der deutschen Bevölke-

rung wie von der amerikanischen Besatzungsmacht kritisch beäugten und vielfach verunglimpften sexuellen Beziehungen zwischen deutschen „Fräuleins“ und amerikanischen GIs in der unmittelbaren Nachkriegszeit sein soll. In der vorlesungsfreien Zeit haben wir dann zeitgenössische hämische Geschichten und Knittelverse über die „Ami-Liebchen“, warnende Cartoons von „Veronica Dankeschön“ (man beachte ihre Initialen!), interne Schreiben der Besatzungsmacht, Fotos von vielfacher „erotischer Fraternalisierung“, Tagebucheinträge und anderes mehr gesucht und dazu wissenschaftliche Erklärungsansätze für die Legende von der „schnellen Kapitulation der deutschen Frau“ gelesen. Das Thema ist gerade für das Fernsehen keineswegs neu, und so werden wir uns demnächst anschauen, wie das Thema von anderen vor uns – etwa beim HR und bei ZDF History – aufbereitet wurde. Ich bin neugierig, ob es uns besser gelingen wird, auf Moralisierung und Trivialisierung zu verzichten und in unserer Filmgeschichte die Vielschichtigkeit der Grauzone aus Gelegenheitsprostitution, Vergnügungshunger, Abenteuerlust, einem Hinwegsetzen über Vorurteile und Feindbilder, sexueller Anziehung und romantischen Gefühlen



Abb. 1: "Sarge, I'd like to have ya meet the sweetest little gal in Deutschland – Miss Veronica Dankeschön." Cartoon-Serie in der US-Armeezeitung *The Stars and Stripes*, 1944–1946



Abb. 2/3: Das Fraternalisierungsverbot der US-Armee ...



... war nicht durchzusetzen.



Abb. 4: "Typical Autobahn Girl technique is to stand along the highway a few miles outside of a large city and solicit rides. She usually carries a small, almost empty suitcase. She lets the soldier know, usually by innuendo, that she is not prude and then begins her request for food, cigarettes and candy." Autobahn-Girl Hitch Hikers threaten to raise VD Rate, in: *The Stars and Stripes*, 12. 7. 1946, S. 8a

zu erhalten. Sollten Ihnen bei dieser Ankündigung Ideen kommen, wer sich von den Seminar-TeilnehmerInnen als Zeitzeuge interviewen ließe, wären wir dankbar, wenn Sie sich bei uns melden. Der Fernsehfilm wird dann auf dem Sommer-Abschluß-Fest der Fachjournalistik Geschichte am 19. Juli uraufgeführt.

Ein möglicher neuer Forschungsschwerpunkt

Abschließend noch eine Bemerkung über Forschungsperspektiven aus meiner Sicht. Die Fachjournalistik Geschichte war in der Vergangenheit maßgeblich beteiligt an dem DFG-Graduiertenkolleg „Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ und dem LOEWE-Schwerpunkt „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“. Beide Programme sind mittlerweile ausgelaufen. Gern würde ich zusammen mit Kolleginnen und Kollegen an der JLU ein neues interdisziplinäres Programm zur Graduiertenförderung mit attraktiven Promotionsmöglichkeiten auf den Weg bringen. Aus meiner Sicht würde sich dafür eine qualitative Rezeptionsforschung anbieten, die deutlich über medienwissenschaftliche Wirkungsanalysen hinausgeht. Immer wieder ist zu hören, dass die Frage danach, wie ein zeitgenössisches Publikum auf bestimmte Medien und die über sie vermittelten Inhalte reagierte, selbstverständlich hochinteressant sei, aber leider ja kaum zu beantworten. Letzteres ist nach meiner Erfahrung ein Irrtum. Für die exemplarische Rekonstruktion konkreter – in aller Regel – vielschichtiger Publikumsreaktionen lassen sich sehr wohl diverse Quellen auffinden, im digitalen Zeitalter sogar noch erheblich mehr als für die Jahrzehnte und Jahrhunderte davor. Wie solch heterogenes Material methodisch jeweils sinnvoll zu erschließen wäre, ließe sich am besten in einem fächerübergreifenden Forschungskontext gemeinsam erörtern und ausprobieren. Entsprechende Studien würden in unseren analytischen Blick rücken, was zu einer gegebenen Zeit, an einem gegebenen Ort alles denkmöglich war, welche Lesarten häufiger vorkamen als andere und was neue, veränderte

Sichtweisen begünstigte. Dies wäre ein aussagekräftiges Tableau, intellektuell für meinen Geschmack deutlich weiterführender als die in den letzten 20 Jahren inflationär gewordene Rede vom „kollektiven Gedächtnis“, bei der das Bemühen eines soziologischen Begriffs, der einmal innovativ und weiterführend war, oftmals verhüllt, dass hier per Generalisierung lediglich das bestätigt wird, was man schon immer über eine Gesellschaft zu wissen glaubte.

Kontakt:

Prof. Dr. Ulrike Weckel
Historisches Institut
Fachjournalistik Geschichte
Justus-Liebig-Universität Gießen
Otto-Behagel-Straße 10, Haus C
Telefon 0641 9928300, Sekr. 0641 9928301

Anmerkungen:

¹ Siegfried Quandt, Das Gießener Modell „Fachjournalismus Geschichte“, in: Deutscher Fachjournalisten-Verband (Hg.), Fachjournalismus. Expertenwissen professionell vermitteln, Konstanz 2010, S. 25–30, hier S. 27.

² Aus Böschs Gießener Vorlesungen hervorgegangen ist seine historische Einführung: Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen, Frankfurt/New York 2011.

³ Ulrike Weckel, Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum, Tübingen 1998.

⁴ Ulrike Weckel, Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager, Stuttgart 2012; eine Zusammenfassung der Ergebnisse findet sich in meinem Aufsatz, Zeichen der Scham. Reaktionen auf alliierte atrocity-Filme im Nachkriegsdeutschland, in: Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 23, 2014, S. 3–29, der auch online zugänglich ist.

Bildnachweise:

Abb. 1 aus: Stars and Stripes, 1944–1946.

Abb. 2 aus: Earl F. Ziemke, The U.S. Army in the Occupation of Germany 1944–1946, Washington DC 1990, S. 323.

Abb. 3 © Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz/Hanns Hubmann

Abb. 4 aus: Kurt Zentner (Hg.), Aufstieg aus dem Nichts: Deutschland von 1945 bis 1953. Eine Soziographie, Bd. 2, Köln 1954, S. 58.